

Zwischen Ethnographie und Art brut

Eine Ausstellung im Musée du quai Branly zeigt den pazifischen Künstler Somuk, der auch Jean Dubuffet inspirierte

Von Bettina Wohlfarth, Paris

Oft wurden Missionare in fernen Ländern auch zu ersten Ethnographen neu entdeckter Kulturkreise. Sie beschrieben Lebensweisen, zeichneten lokale Mythen auf, sammelten Kulturgut und brachten ihre Studien zurück nach Europa. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde in Frankreich die Ordensgemeinschaft der Maristen-Brüder gegründet, die sich zunächst der Schulbildung widmeten, bald aber auch in die Kolonien aufbrachen und dort neben einem bildreichen Katechismus Lesen und Schreiben lehrten. In den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schickte der Leiter des Pariser Musée de l'Homme den maristischen Missionar und Ethnologen Patrick O'Reilly auf die Insel Bougainville, um völkerkundliche Studien zu betreiben.

Vor Ort trifft O'Reilly auf den charismatischen Klan-Chef Hermano Somuk. Er ist ein glänzender Erzähler und hat durch die Missionare einer der ersten Inselbewohner eine „abendländische“ Ausbildung bekommen. Somuk, um 1900 geboren, avanciert zum Käthechisten seiner Dorfgemeinschaft, wird aber auch zu O'Reillys bevorzugten Informanten. Der Missionar drückt ihm Tusche, Bunt- und Bleistifte mitsamt Papier in die Hand und lässt ihn Riten, Mythen und Legenden nicht nur erzählen, wie es in der oralen Kultur des Salomon-Archipels üblich ist, sondern bildlich darstellen. 1935 kehrt er mit seinem ethnologischen Material nach Paris zurück und bleibt weiterhin über einen Maristenbruder mit Somuk in Kontakt. Der Blick auf die Inselbewohner ist ein völkerkundlicher. Die Zeichnungen werden als naive und eher pittoreske Bebilidung der lokalen Mythen angesehen, selbst wenn Somuks Talente neben anderen Zeichnern hervorstecht. Erst als Jean Dubuffet, der Maurice Leenhardt, dem Gründer des Musée de l'Homme nahestand, in den vierziger Jahren auf Somuks Zeichnungen aufmerksam wird, ändert sich die Perspektive. Gemeinsam mit dem Schriftsteller

Jean Paulhan organisiert Dubuffet eine Ausstellung bei Gaston Gallimard, dann, 1949, bei seinem Galeristen René Drouin. Die Pariser Intellektuellen begeistern sich für Somuks filigrane Figuren in schwarzer Tusche, für die dramatischen Situationen und ausdrucksstarken Gesten, für den eindrücklichen Bezug zur Welt der Mythen und die comicartige Sequenzierung der Erzählung. Sogar die Galerie Maeght stellt Somuk aus, der plötzlich, zumindest in Paris, vom ethnologischen Objekt und Mittler zum künstlerischen Subjekt und Gestalter geworden ist. In seinem Dorf auf Bougainville ahnt Hermano Somuk nichts von der fernen Begeisterung über sein Schaffen. Dubuffet nimmt drei Somuk-Zeichnungen in seine Sammlung der „Compagnie de l'art brut“ auf. Bis zu einer letzten Ausstellung im Jahr 1951 in der Pariser „Mission des îles“ bleibt Somuk im Gespräch – dann gerät er wieder in Vergessenheit. Dubuffs Interesse wendet sich zunehmend den marginalen Kunstschaufesten und antiakademischen Outsidern zu.

Das Musée du quai Branly – Jacques Chirac, mit seinen hervorragenden Beständen zu allen außereuropäischen Kulturen – vom ehemaligen Präsidenten und feinen Kenner insbesondere der asiatischen und ozeanischen Kunst initiiert –, beherbergt eine der größten Sammlungen von der Insel Bougainville. Die regelmäßigen temporären Ausstellungen widmen sich oft ungewöhnlichen transversalen oder komparativen Themen. „Somuk, der erste moderne Künstler des Pazifik“ ist eine Wiederentdeckung. Die Ausstellung könnte auch für das Frankfurter Weltkulturmuseum von Interesse sein, das als erstes Museum in Europa, dank des besonderen Engagements seiner Leiterin Eva Raabe, zeitgenössische Kunst aus Ozeanien, insbesondere Papua-Neuguinea sammelt. Nicolas Garnier, der die Schau konzipiert hat – in der Hoffnung, in einigen Jahren eine umfangreichere organisieren zu können –, forscht schon seit fünfzehn Jahren auf den Spuren von Somuk. Gezeigt wer-



Auf der Insel Bougainville geschieht Surreales: Undatierte Zeichnung des malenden Klan-Chefs Somuk

Foto Musée du quai Branly

den in Paris siebzig Werke, Fotografien und sonstige Objekte, darunter vierzig Originalzeichnungen. Das besondere an Somuks Zeichnungen ist, dass er nicht nur isolierte Figuren der Mythologie oder Einzeldarstellungen eines Rituals entwirft, sondern Szenen, Landschaften und auch narrative Zyklen bildet, wobei jedes Blatt trotz einer kaum vorhandenen Perspektive von einer inneren Energie belebt wird. Eine der erstaunlichsten Zeichnungen ist eine Nachtszene; hier entsteht durch die Positionierung der schwarzen Figuren, die von grauswischen Kreideschläfern umfangen werden, eine unauslotbare und beunruhigende Tiefe im Bild.

Die Ausstellung zeigt Somuks Werke in ihrem Kontext. Der zeitweilige Pariser Enthusiasmus, von dem der Betroffene selbst nichts erfährt, schreibt sich letztlich genau in eine kolonialistisch geprägte kulturelle Überhöhung ein wie die Tatsache, dass seine Zeichnungen von O'Reilly als ethnographisches Material einfach mitgenommen wurden. Vier Zeichnungen von Jean Dubuffet zeigen Somuks möglichen

Einfluss. Im Bestand des New Yorker MoMA befindet sich Dubuffs Zeichnung „Plage aux baigneurs“ aus dem Jahr 1944 (in Paris nicht zu sehen), die direkt von Somuk inspiriert sein könnte. Schmerzlicher ist allerdings die tatsächliche Subordination der Insel-Bevölkerung, die im Quai Branly durch Zeichnungen von Somuk und anderen Künstlern der Insel thematisiert wird: Sie wurde Opfer der japanischen und amerikanischen Luft- und Seeschlachten im Zweiten Weltkrieg, dann zu Zwangsarbeitern einer riesigen australischen Kupfermine. Der Krieg, den die Einheimischen seit 1988 gegen die australischen Verwalter führten, kostete fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen das Leben. Gerade im vergangenen Dezember haben 98 Prozent der Einwohner von Bougainville für die Unabhängigkeit gestimmt, die ihnen laut einem Abkommen nun nach und nach zugestanden werden soll.

In einem der Schau begleitenden Film kommen Somuks Nachkommen zu Wort. Ihnen wurden Kopien seiner Zeichnungen zurückgebracht (nicht die Originale), und

sie erinnern sich noch daran, dass er bis zu seinem Tod 1965 unermüdlich malte. Ab und zu sei jemand vorbeigekommen, um die Blätter abzuholen. Bekannt sind heute 96 Zeichnungen. Letztendlich widersteht Somuks künstlerische Arbeit jedoch der Vereinnahmung. Er hatte sich im frühen zwanzigsten Jahrhundert die Bilderwelt der Käthechismen angeeignet. Die illustrierte Erzählform, die die Missionare für ihre Überzeugungsarbeit nutzten, und das für ihn neue Ausdrucksmittel des Zeichnens verwendete er, um seine eigene Kultur darzustellen, sie durch die Qualität und Eindringlichkeit seiner Zeichnungen mindestens gleichrangig neben die christliche Bildwelt zu stellen. Er gab ihr dadurch schon damals Wertschätzung und visuelle Existenz zurück, seinen Nachfahren heute Stolz und ein Stück ihrer kulturellen Identität, selbst wenn ihnen die Originale noch vorenthalten werden.

BETTINA WOHLFARTH

Somuk – Der erste moderne Künstler des Pazifik. Im Quai Branly, Paris; bis zum 8. März. Kein Katalog.

Kuratorenpreis geht nach Brühl

Den mit 5000 Euro dotierten Justus Bier Preis für eine besondere kuratorische Leistung im Jahr 2019 erhalten Jürgen Pech und Friederike Voßkamp für die im Max-Ernst-Museum Brühl des Landschaftsverbands Rheinland gezeigte Ausstellung „Ruth Marten – Dream Lover“ und den im Kölner Wienand Verlag erschienenen Katalog. Vor zwei Jahren sorgte die Vergabe an die im Aachener Ludwig Forum für Internationale Kunst für die Ausstellung über Mies van der Rohe zuständigen Kuratoren für einen Eklat, weil die Stadt Aachen von den beiden bei ihr beschäftigten Preisträgern die Abführung des Preisgelds verlangte. Die Helga Pape-Stiftung und der Vorsitzende der Jury des Justus Bier Preises, Stephan Berg, Direktor des Bonner Kunstmuseums, bekundeten Empörung und sahen das deutsche Kulturpreiswesen gefährdet. Allerdings hatte die Stadt Aachen für ihre Auffassung, dass öffentliche Angestellte für die Erfüllung ihrer Pflichten keine Belohnungen annehmen dürfen, das Dienstrecht auf ihrer Seite (F.A.Z. vom 29. März 2019). Eine Wiederholung dieses Konflikts vermeiden die Preisträger für 2019, indem sie sich laut Pressemitteilung „entschlossen“ haben, das Preisgeld dem Museum „zur Unterstützung der kuratorischen Arbeit zur Verfügung zu stellen“. Jürgen Pech ist seit 2006 wissenschaftlicher Leiter des Museums, Friederike Voßkamp absolvierte dort in der Zeit der Ausstellung ein wissenschaftliches Volontariat. pba.

Neuer hessischer Hauschoreograph

Die Hessischen Staatstheater Wiesbaden und Darmstadt haben 2014 ihre zwei Tanzensembles zu einem zusammengesetzten und Tim Plegge zum Ballettdirektor und Chefchoreographen gekürt. Ab nächster Saison wird sein Stellvertreter Bruno Heynderickx alleiner Direktor des sogenannten „Hessischen Staatsballetts“ mit seinen gerade einmal 27 Tänzern, während Plegge den Titel „Hauschoreograph“ trägt und eine Premiere pro Saison choreographieren wird. hue

GESCHMACKSSACHE

Ein Birnbaum in seinem Garten stand

Andreas Krolik hat fern seiner Heimat aus dem „Lafleur“ das beste Restaurant Frankfurts gemacht – woran ausgerechnet das Glück seiner Kindheit einen entscheidenden Anteil hat.



schlagskraft mit einem sensationellen Fleisch, dem alle Zutaten in gebührender Ehrfurcht huldigen.

Diese klaren Hierarchien auf dem Teller sind schon immer Kroliks Markenzeichen gewesen und sind es heute mehr denn je. Der Königskrabbe in zweifacher zylindrischer Form – stehend als roher Salat, liegend als gegarter Schwanz – macht niemand ihre Krone streitig, weder der Apfel noch der Portulak, weder die Salty Fingers noch die Fenchel-Ponzu-Vinagrette und schon gar nicht das Eis aus Krustentier-Essenz. Sie halten sich alle im Hintergrund, und trotzdem würde jede einzelne Ingredienz fehlen, so wie in einem guten Film, in dem die Nebendarsteller genauso wichtig sind wie die Hauptdarsteller, ohne Hauptdarsteller sein zu wollen. Genauso eindeutig ist die Rangfolge bei den handgetauchten Jakobsmuscheln

aus Schottland, Kroliks liebstem Meeresstier, die mit einer Gewürzkartoffelcreme und einer Spitzkohl-Julienne, einem Quitten-Chutney und einer nach allen Regeln der klassischen Kochkunst schaumig montierten Sauce aus der Corail und den sorgsam gereinigten Bärten der Muschel kombiniert wird.

Ein Bilderstürmer von avantgardistischem Furor wollte Andreas Krolik nie sein, weder im „Lafleur“ noch in seinen Stationen davor, dem „Tigerpalast“ in Frankfurt und Brenners Parkhotel in Baden-Baden, in denen er sich auch jeweils zwei Sterns erkocht hatte. Er sieht sich der klassischen Moderne verpflichtet, brät den Rehrücken aus heimischer Jagd mit höchster Handwerkskunst unter einer Gewürzkruste an, bleibt auch bei dessen Entourage aus Steinpilz-Duxelles, Pilzcreme, weißen Rübchen, gefüllter Wir-

singrolle und einer Jus aus Essig mit Barrique-Reifung der Tradition nibelungenstreu, verzichtet allerdings auch auf jede Form von Überraschung oder Verblüffung. Es ist ein makelloser, ein wunderschöner Teller, dessen einziger Makel eben seine Makellosigkeit ist: seine Perfektion im reinsten Stil der klassischen Kanons, der man ein bisschen mehr inspirierende Irritation und ein bisschen weniger moderne Klassik wünschte.

Doch das widersprüche dem Wesen Andreas Kroliks, der ein Evolutionär, kein Revolutionär sein will, der Kontinuitäten und keine Brüche mag, dem Schein nichts und Sein alles bedeutet – und der deswegen immer auf der Hut sein muss, dass seine Evolution der kleinen Schritte nicht eines Tages in Stillstand endet. Davor bewahrt ihn jedoch seine größte Stärke: die vollkommenen Kongruenzen seines Charakters und seiner Küche. Am deutlichsten zeigt sie sich im veganen Menü, das inzwischen zu seinem zweiten Markenzeichen geworden ist und das dank fabelhaft harmonisierter, ungemein präziser, jede Zutat mit höchstem Respekt vor ihrer Natürlichkeit behandeln den Gerichte wie der Schwarzwurzel mit Périgord-Trüffel oder dem Topinambur mit Senfkorn-Jus noch einmal alle schönen Kindheitserinnerungen an das frische Gemüse wachwerden lässt. Hier ist Krolik ganz bei sich, seinem Garten und seinem Credo des konzentrierten Purismus, dem er nur einmal an diesem Abend keine Folge leistet: Bei seinem Heilbutt, den er minimal übergart, leistet er sich ein aromatisches Kraut und Rüben auf dem Teller mit Rotwein-Schalottenbutter, Meerrettich und Zitronenspinat, mit Nori-Algen-Sauce, Kartoffel-Blini und Impérial-Kaviar, der weder mit sich noch mit seinen Gefährten etwas anzufangen weiß.

Bei den Desserts, den Variationen von Grand-Cru-Schokolade mit Orange und Sanddorn oder der echten und täuschen deckt auch aus weißer Schokolade nachgebauten Mandarine mit Physalis und Nougat, herrschen dann wieder jene Harmonie und Balance auf dem Teller, die für Kroliks Küche so typisch sind – eine Küche, die ohne seine Kindheit nicht möglich wäre und an deren Glück er uns so großzügig teilhaben lässt, auch wenn in seinem Familiengarten wahrscheinlich niemals ein Mandarinenbaum gestanden hat.

JAKOB STROBEL Y SERRA

Lafleur, Palmengartenstraße 11, 60325 Frankfurt, Telefon: 069/90 02 91 00, www.restaurant-lafleur.de. Menü ab 168 Euro.

Britische Gardinen

Sorge um WikiLeaks-Gründer Assange

Julian Assange stirbt – irgendwann, wie jeder andere Mensch auch. Der 48 Jahre alte WikiLeaks-Gründer stirbt aber möglicherweise im Gefängnis; entweder noch in dem Londoner Hochsicherheitsstruktur, in dem er seit dem vergangenen April einsitzt, oder, wenn er Pech hat und an die Vereinigten Staaten ausgeliefert wird, in einem amerikanischen Gefängnis, wahrscheinlich irgendwo in Virginia, in das man ihn für 175 Jahre schicken könnte.

In der am gestrigen Donnerstag in dieser Zeitung veröffentlichten, maßgeblich von Günter Wallraff lancierten und von Schriftstellern, Politikern und Journalisten unterschiedlichster Ausrichtung unterzeichneten ganzseitigen Anzeige zugunsten Assanges kommen Sorgen um dessen Leib und Leben zum Ausdruck, die kein Rechtsstaat auf die leichte Schulter nehmen kann – weder der britische, an dessen Regierung direkt appelliert wird, Assange freizulassen, noch der deutsche, dessen Regierung sich darin mit der Aufforderung konfrontiert sieht, bei den Briten darauf hinzuwirken.

Da es so weit gekommen ist, ist Nils Melzer zu verdanken, dem Sonderbeauftragten der Vereinten Nationen für Folter, der Assange im vergangenen Frühjahr unter ärztlicher Begleitung aufgesucht und an ihm Symptome festgestellt hatte, die auf eine psychologische Folter, insbesondere durch Isolation, deuten. Man müsse, gab der als nüchtern beschriebene Schweizer Jurist seither mehrmals zu Protokoll, befürchten, dass Assanges Gesundheitszustand lebensbedrohlich sei oder werden könne.

Dafür kam, wie man sich erinnert, einiges zusammen. Assange wurde vor zehn Jahren mit der Enthüllung geheimer Dokumente bekannt, mittels derer amerikanische Kriegsverbrechen in Afghanistan und im Irak nachgewiesen wurden. Damals war Barack Obama Präsident, der als Oberbefehlsgeber darauf zwar keine nennenswerten Konsequenzen zog, aber eben auch nicht die, auf eine Anklage wegen Geheimnisverrat und Spionage zu drängen. Das ist inzwischen anders; sollte Assange, wie von der amerikanischen Justiz gefordert, ausgeliefert werden, hätte er wenig Aussichten, jemals wieder ein freier Mann zu werden – Virginia rekrutierte seine Geschworenen vor allem aus den Reihen des Militärs und der Geheimdienste.

Frei ist Assange aber schon seit bald zehn Jahren nicht mehr – Jahre, die nun zusammenschlügen zu einem Skandal aus unlauterer Berichterstattung, Rechtsbeugung, alsbald einsetzender öffentlicher Gleichgültigkeit und, insgesamt, einem politischen Interesse, dem rechtsstaatlichen Standards untergeordnet wurden, und zwar von mehreren sich als frei begreifenden Staaten.

Just zu jener Zeit, als WikiLeaks Fuhrte machte, wurden an die Presse Vergewaltigungsvorwürfe gegen Assange durch zwei schwedische Frauen durchgestochen, die, nach allem, was man heute darüber weiß, von den britischen Behörden frisiert wurden, um den Mann so lange wie möglich einzusperren. Die schwedische Staatsanwaltschaft hat die daraus folgenden, jahrelangen Ermittlungen im vergangenen Jahr, man möchte sagen: sang- und klanglos eingestellt – ohne Ergebnis, ohne Erklärung, ohne das Eingeständnis eines Justizirrtums, der es im Grunde aber auch gar nicht ist.

Denn dass Assange, nach dem Machtantritt einer neuen Regierung in Ecuador, in dessen Londoner Botschaft er für Jahre Zuflucht gefunden hatte, im vergangenen Frühjahr den britischen Behörden in die Hände fiel und zu fünfzig Wochen Haft verurteilt wurde, passierte wenigstens mittelbar wegen amerikanischer Erwartungen, denen zumal die amtierende britische Regierung nachzukommen gewillt zu sein scheint. Assange galt im April 2019 auch noch als Vergevältiger, ein Vorwurf, der auch von Schweden viel zu lange mitgetragen wurde, um amerikanischen Interessen an Sicherheit und strafrechtlicher Rache entgegenzukommen.

Alle gegen einen also. Assange ist, jenseits der ihn auf so unverantwortliche Weise einpferchenden Gefängnismauern, umzingelt von einer freien Welt, die bisher keine allzu große Sorge um seinen Zustand erkennen lässt. Der unermüdliche Günter Wallraff gibt sich am Telefon zufrieden mit der Resonanz auf die am Donnerstag auch in der Bundespressekonferenz an der Seite Gerhart Baums und Sigmar Gabrels vorgestellten Aktion, durch die sich Assanges Zustand aber nicht schon gebessert habe, obwohl die Isolation inzwischen leicht gemildert wurde. Gestern empfing er Assanges Vater John Shipton, der um das Leben seines Sohnes fürchtet, der, neueren Fotos nach zu urteilen, keinen gesunden Eindruck macht. Am 24. Februar beginnt in London das Verfahren zur Auslieferung an die Amerikaner; die Entscheidung fällt, vorbehaltlich weiterer Instanzen, wahrscheinlich im Mai. EDO REENTS